

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

No. 31.

Sechster Jahrgang.

2. August 1862.

### Becherlied \*).

Der Traube Saft behagt dem Mund,  
Doch Mith' erheischt der edle Wein;  
Und blüht des Bechers köstlich Mund,  
Sein Silber will gegraben sein;  
Dann harret erst noch auf das Erz,  
Des Schmiedes Kunstfahr'ne Hand;  
So ähnlich reißt des Mannes Herz  
Entgegen seinem Vaterland.

So schwebt das Lied wie Glockensang  
Durch heit're Sommerluft einher,  
Und kündigt laut, daß winterlang  
Dem Sänger keine Mith' zu schwer!  
So schafft, bis aus den Bechern blinkt  
Der Männer Ehre schön verflärt,  
Und keiner mehr aus Silber trinkt,  
Der nicht des Weins und Silbers werth.

Wie Gluk und Glas so leicht zerbricht,  
Nur etwas später bricht das Erz,  
Die Schale schmilzt — der Wille nicht,  
Es lebt bewegend Herz um Herz.  
Die höchsten Tempel stürzen ein;  
Des Werkmanns reiche Hand verborrt,  
Verwildert stirbt am Berg der Wein —  
Doch alles lebt im Liede fort.

Und wo sein ferner gold'ner Ton  
Aus Trümmern neue Wälder hebt,  
Blüht auch die neue Rebe schon,  
Und ihre Rauke spinnt und webt;  
In Wäldern trinkt am Felsenquell  
Das Hirtenkind aus hohler Hand,  
Bis wieder bringt aus Bechern hell  
Der Mann sein Hoch dem Vaterland.

Gottfried Keller.

### Das Bild der Schwester.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Da lag sie in ihrer ersten Schönheit, die alte Ludwigs-mühle, kaum weniger alt als die mächtigen Linden, die den weiten Hofraum zieren. Sie war nicht immer so groß, sie hatte aber stets den Ludwigs gehört, und so war sie denn auch von ihrem letzten Eigentümer an seinen Neffen, den jetzigen Besitzer, gefallen. Sie hatten sie vergrößert, so oft und so weit es die Zeit erforderte, sie hatten aber alle Neubauten, so gut es ging, dem alten Hause mit dem hohen Giebeldach angepaßt, und so sah sie nun wie aus einem Ofen und mit ihren stets blanken Fenstern und schön butter-

gelb getünchten Wänden nett und frisch, wie eine freundliche Matrone im Sonntagsstaate aus.

Dort rückwärts, wo das Wasser rauscht, die Räder knarren und die Sägen kreischen, rückten die alten Bäume zu einem lauschigen Wäldchen aneinander und hinter diesem lag eine weite, üppiggrüne Wiese vom Walde umsäumt, der sich bis zum Gipfel der hohen, sonderbar geformten Berge erstreckte. Das Ganze von dem milden Lichte der Morgensonne angestrahlt, sah nach dem Gewitter des verflorbenen Abends so frisch und lebensfroh aus, daß es mächtig und heiter anregend zum Herzen sprach, und als Emanuel das reizende Bild von seinem Fenster aus sinnend überblickte, zog ein eigenthümliches Behagen in seine Seele ein; die Sehnsucht, sich vollauf an dem stillen und schönen Frieden ringsumher zu laben, erwachte und drängte sich in dem Wunsche: „Hier möchte ich weilen!“ auf seine Lippen.

Emanuel war nicht der Mann, um sich mit einem schüchternen Wunsche zu begnügen, oder ein ehrliches Gelüste kleinlichen Bedenken zu opfern, und so war er denn auch mit ein Paar Sägen unten im Hof und schritt schnurstraks auf den alten Müller los.

Der Alte war stets der Erste im Hause auf, und es geschah vom frühen Morgen in den Ställen, auf den Feldern und in der Mühle nichts, wovon er nicht wußte. Da begnügte er sich, überwachend dreinzusehen, dort half er ermunternd nach, oder griff befehlend ein; Alles ging aber stets rasch und gewandt von der Hand, und selbst die Trägsten unter seinen Leuten wagten in seiner Gegenwart die Sehnsucht nach dem Feierabend nicht anders zu bekunden, als daß sie sich die Stirne ein Paar Mal öfter und eifriger wischten, als eben unbedingt nothwendig war.

Der alte Ludwig ist noch immer ein stattlicher und schöner Mann. Manchmal, wenn er sehr ermüdet ist, lagert sich ein Zug der Schwerath um seinen Mund; dagegen blitzen aber oft seine blauen Augen so gebieterisch und nimmt seine kräftige Stimme einen so hellen und harten Klang an, daß man sich der Vermuthung kaum erwehren kann, in der Brust des Alten hätten einst mächtige Leidenschaften geobt. Die ältesten Leute im Hause erinnern sich auch ganz gut, daß er nicht immer so sanft und nachsichtig gewesen, wie er es jetzt gewöhnlich ist, daß vielmehr großer Kummer und lange Zeit nöthig waren, um seine wilde und trotzige Energie zu beugen.

\*) Zum eidgenössischen Sängertage in Chur.

Als sich ihm Emanuel näherte, reichte er ihm freundlich die Hand zum Gruße. „Es ist schön bei Euch, alter Herr!“ sagte dieser. „Mir gefällt das alte Haus und mir gefallen seine Bewohner.“ Er sagte dieß in so wahren und warmen Töne, daß der Alte erfreut vor sich hinstellte. „Nichts für ungut!“ fuhr Emanuel fort. „Eine offene Frage ist eine offene Antwort werth; wie wär's, wenn ich Euch gleich für vierzehn Tage um Gastfreundschaft bäte?“

Der alte Herr zog befremdet die Augenbrauen in die Höhe. „Und Ihr wollt durch vierzehn Tage müßig gehen?“ fragte er im verweisenden Tone. „Oho!“ entgegnete lustig Emanuel. „Freuen will ich mich, aber auch nebenbei tüchtig arbeiten, und ich meine, es soll gerade nichts Schlechtes werden!“ „So! und was für ein Geschäft treibt Ihr denn?“

„Die Malerei.“

Sonderbar, wie schmerzlich der alte Ludwig bei diesem Worte zusammenzuckte, wie wehmüthig er vor sich hinsah, und wie lange er brauchte, ehe er eine Antwort fand! „Die Malerei?“ wiederholte er endlich gedehnt. „Mir scheint“, fuhr er fort, „Ihr Maler liebt solche Orte! Nun, wenn Euch das Hierbleiben freut, soll es auch mich freuen und wir wollen weiter darüber reden.“ Und er wandte sich zum Gehen.

Doch Emanuel hielt ihn zurück. „Halt!“ sagte er. „Noch eine Frage, ehe ich Euch danke. Durch vierzehn Tage macht ein Gast gar viele Ungelegenheiten und Kosten. Darum aufrichtig: Wie ist es in der Ludwigsmühle mit dem Entgelt Brauch?“

Wieder sah ihn der Alte befremdet an. „Mit dem Entgelt?“ fragte er. „Ja, verdient Ihr Euch denn gar so viel, daß Ihr nicht einmal einen Löffel Suppe umsonst annehmen könnt?“ „Viel? Auf jeden Fall mehr als ich brauche.“ „Nicht alle, weiß Gott, nicht alle verdienen so viel!“ entgegnete der Müller heftig. „Gar mancher von Euch Malern hat sich selbst nicht das Nothwendigste verdient!“

Diese Worte schienen nun auf Emanuel einen schmerzlichen Eindruck zu machen und seine Stimme war bewegt, als er antwortete. „Wahr! nur zu wahr!“ sprach er wehmüthsvoll. „Manches reiche und schöne Talent ist verarmt, verflacht und verkrüppelt, weil es in der Stunde der Bedrängniß keine rettende Hand gefunden. Es gab den Glauben an die Menschen und an sich selbst auf; es würdigte die Kunst zum Handwerk herab, es betrieb dieses unlässig und lässig und ging endlich zu Grunde, wie es dem trägen und schlechten Handwerker gebührt; die größere Schuld trifft aber doch jene, die es im entscheidenden Augenblicke ins Glend gestoßen haben.“

„Nein! oh, nein!“ fiel ihm hier der Alte ins Wort. „Es ist eben ein unsicheres Brot, und der ist noch immer kein schlechter Mensch, der sich nicht darauf verlassen, der auf schöne Worte keine Zukunft bauen will. Nein! der ist kein schlechter Mensch!“ Und der Alte schlug sich heftig auf die Brust und blickte so trotzig um sich, als wollte er einen ungerechten Angriff kräftig abwehren.

„Doch lassen wir das!“ fuhr er nach einer Pause fort, während er sich mit der Hand über Stirne und Augen strich. „In der Ludwigsmühle ist's so Brauch: ist einer an unserem Tische gesessen — ob ein Mal, ob zehn Mal, bleibt sich gleich — hat er sich da wohl gefühlt, und will er dann manches Mal freundlich des alten Hauses gedenken, so haben wir unseren Lohn vollauf. Einen andern Lohn hat noch nie ein Ludwig für seine Gastfreundschaft genommen. Ist's Euch so recht, so seid von Herzen willkommen. Und nun kommt! Es ist Frühstückszeit und die Mutter hat auch ein Wörtlein in unseren Handel dreinzureden.“

Als die alte Frau Emanuel's Anliegen vernahm, war sie ganz einverstanden. Sie sagte: er sei ein netter und ordentlicher Mensch, und ihr sei's recht und lieb. Woher sie's aber wußte, daß er nett und ordentlich sei, sagte sie nicht. Sie hätte ihm doch unmöglich sagen können, daß sie bereits oben in seiner Stube war, ein Bißchen Nachschau gehalten, und daß es ihrem alten Herzen wohl gethan habe, als sie den durchnähten Manzen ausgepackt und Alles, beileibe nicht bunt durcheinander geworfen, sondern Stück um Stück so fein und zierlich über die Stuhllehnen gelegt sah, daß sie selbst es nicht netter hätte treffen können. Doch sagte sie es auch ihm nicht, so hatte sie es doch bereits allen Mägden in der Küche und selbst Marien gesagt und dann sehr laut hinzugesetzt: sie hätte durchaus nichts dagegen, wenn sich andere Leute ein Beispiel daran nehmen wollten.

Als sie ferner hörte, Emanuel sei Maler und gedenke hier recht fleißig zu sein, sah sie ihn lange mit einem eigenthümlichen Gemenge von Wehmuth und Freundlichkeit an; dann reichte sie ihm wieder über den Tisch die Hand und sagte: es freue sie gar sehr, daß er hier bleibe und es werde gewiß nicht ihre Schuld sein, wenn er nicht recht zufriedene Stunden hier verleve.

Das größte Vergnügen schien aber Emanuel's Verbleiben dem alten Martin zu bereiten. Er stieß vier Mal hintereinander ein sehr gedehntes „Hoho!“ heraus und sagte dann: er habe das erwartet, es hätte so kommen müssen. Auch hätte er Emanuel gar nicht fortgelassen, nun aber könne es bald sehr lustig werden. Er sagte aber das nicht zu den Uebrigen, sondern gleichsam nur vor sich hin, oder zu seinem alten Sultan, den er dabei eifrig hinter den Ohren kraute, was er wohl schon seit Jahren nicht gethan.

„Noch Eins!“ sagte der Müller, als er sich vom Frühstück erhob, „um sieben Uhr Morgens wird gefrühstückt, um zwölf Uhr mittagmahl und um sieben Uhr Abends ist Feierabend. Wer will, kommt dann hierher in die Stube oder unter die große Linde; da sitzt es sich ganz gemüthlich bei traulichem Geklapper, bis Schlafenszeit wird.“

Emanuel machte sich diese Tagesordnung gut zu Nutzen. Den Tag über strich er mit seinem Skizzenbuch und gefolgt von dem alten Sultan auf den Bergen und in den Wäldern umher. Als er den Hund zum ersten Male lockte, machte zwar der alte Martin eine sehr bedenkliche Miene, er gab nicht undeutlich zu verstehen, daß dieses Thier sehr böse

Inflinke habe, und als Emanuel Abends wohlbehalten unter der Linde eintraf, that er, als wäre er eben so froh als überrascht, daß er nicht von dem heimtückischen alten Sultan in der Waldeseinsamkeit zerrissen worden war. Am dritten Tage schien er aber bereits ganz beruhigt, und wenn er Abends unter der Linde erschien, so nahm er von Sultan keine weitere Notiz, als daß er ihm ein herrisches „Kusch!“ zurief, und ihm vorwurfsvoll versicherte, er sei ein unverbesserlicher Landstreicher und er könnte in seinen alten Tagen wohl Klügeres thun, als seine mürben Knochen auf beschwerlichen Promenaden abzuquälen.

Der erste unter der Linde war stets Emanuel und ganz zuletzt pflegte Marie zu kommen. Die ersten Abende war ihr Verspäten wirklich nur zufällig gewesen; ihre häuslichen Geschäfte hatten sie eben zurückgehalten. Sie hatte sich auch vorgenommen, sich fortan recht zu späten und sie wurde auch in der That stets viel früher als gewöhnlich mit ihren Arbeiten fertig; aber sonderbar! In dem Augenblicke, in welchem die Feierabendglocke ertönte, ergriff sie regelmäßig ein eigenthümliches Bangen. Es war ihr dann stets, als habe sie etwas Wichtiges vergessen und sie machte sich mit Dingen zu schaffen, die ganz gut für den nächsten Tag hätten bleiben können; und war auch das beendet, so sagte sie sich, der Abend sei ja lang und sie habe noch Zeit! Dann wünschte sie wieder, die Mutter wäre hier und sie könnte mit ihr, so ein Paar Schritte hinterdrein, zur Linde gehen. Und nachdem sie so lange gezögert und gezaudert, als es nur anging, schalt sie sich ein albernes Ding; sie wäre dann schon gar gerne bei den Uebrigen unter der Linde gesessen, und sie ärgerte sich herzlich über das, was sie ihre große Scheu vor dem fremden Maler nannte. Und dann raffte sie sich endlich auf und ging. Sie ging aber beileibe nicht gerade über den Hof weg, sondern huschte ganz an der Seite, dort, wo die Bäume am dichtesten standen, fort, und wußte es stets so einzurichten, daß sie knapp an die Seite der Mutter hintrat. Dort setzte sie sich dann hin, und hatte gar eifrig mit ihrem Strickstrumpf zu thun.

Gleichwohl blickte sie manchmal von ihrer Arbeit auf; das geschah aber gewiß nur dann, wenn Emanuels Auge nicht auf ihr ruhte. Und sie wußte es stets so genau, wann er sie anblickte; sie fühlte diesen Blick so deutlich und sie hatte dann stets das Bedürfniß, den Kopf recht tief auf ihre Arbeit hinabzusenken. Ach! ihr kindisch-scheues Wesen machte ihr manchmal recht argen Verdruß!

Blickte sie ihn aber auch nur manchmal verstoßen an, so sah sie ihn doch gar gerne. Er und sein ganzes Wesen gefielen ihr ganz gut; das üppige dunkle Haar paßte so gut zu der schönen breiten Stirne und den männlichen Zügen, und das braune Auge konnte so trotzig und doch wieder so mild und gütig schauen. Dabei lag in allen seinen Bewegungen so viel Kraft und doch wieder so viel Anstand und Anmuth, wie sie's noch nie in ihrem Leben bei einem Manne gesehen. Noch lieber aber hörte sie ihn sprechen. Er hatte viel gesehen, viel erfahren und viel gedacht in seinem Leben,

und er wußte von Allem hübsch und geistreich zu erzählen. Auch er hatte manche Unbill erlitten, sie hätte aber sein Herz nicht zu verbittern vermocht, und es war gut und großmüthig und so reich an Liebe geblieben, daß man auch ihm wieder gut sein mußte, man mochte nun wollen oder nicht. Sie fühlte seine große Ueberlegenheit; er gab sich aber so natürlich und war dabei so freundlich, daß sie recht gut begriff, man brauche sich vor ihm gar nicht zu fürchten, man könne vielmehr recht vertrauensvoll zu ihm aufblicken. Ihre Mutter sagte zwar nur, Marie sei das flinkste und willigste Ding weit und breit; sie war aber nicht nur dieß, sie war auch ein gar kluges und sinniges kleines Wesen, und so verstand sie denn stets rasch Alles, was er sprach, und war's selbst über Dinge, von welchen sie noch nie gehört. Manchmal aber sprach er ihr so verständlich, daß sie ihn freudig überrascht anblicken mußte; sie wußte so deutlich, daß sie bereits, bis auf die schönen Worte, ganz dasselbe gedacht und sie fühlte, daß er ihr so recht aus der Seele gesprochen hatte. Dann wagte sie auch gewöhnlich eine kleine Bemerkung und sie war stolz und froh, wenn er sie freundlich lächelnd lobte und den von ihr angeregten Gedanken weiter spann. Er hätte sie sehr gekränkt, wenn er sie für ein albernes Ding gehalten hätte. (Fortsetzung folgt.)

### Zur Geschichte der Harfe.

Die Harfe ist eines der ältesten Instrumente, denn schon in der Bibel wird sie erwähnt. Saul war von einem schlimmen Geiste heimgesucht, und seine Höflinge riethen ihm, einen jungen Harfenspieler kommen zu lassen, um durch ihn Erleichterung zu finden. Es wurden demnach Abgesandte ausgesandt, welche David von Bethlehem mit sich zurückbringen, einen Jüngling, der eben so tapfer im Kriege, als weise im Rathe und von vortheilhaftem Neufiern war. So oft hierauf, sagt die heilige Schrift, der böse Geist, abgeschickt von dem Herrn, sich Sauls bemächtigte, nahm David seine Harfe und spielte darauf und Saul ward getröstet, denn der böse Geist wich von ihm. David ist also der erste Harfenist, welcher je erwähnt wurde. Weiters über Ursprung und Fortschreiten der Harfe fanden wir in einem Aufsatz der „Süddeutschen Musik-Zeitung“. Die Untersuchung der alten Monumente in Egypten führte zur Entdeckung von Harfen verschiedener Formen und beweist, daß die Erfindung dieses Instrumentes in die ältesten Zeiten zurückreicht. Jenes Instrument, welches mit unserer modernen Harfe die meiste Aehnlichkeit hat, wurde zum ersten Male vom englischen Reisenden Bruce beschrieben, aber die Zeichnung, die er davon gegeben hat, ist sehr ungenau. Sie ward seither mit den nöthigen Berichtigungen veröffentlicht in der auf Befehl und Kosten der französischen Regierung herausgegebenen „Beschreibung von Egypten“. Diese Harfe und der dieselbe spielende Musiker finden sich in Treviso gemalt in einem der Todtengewölbe, welche die Grabmäler der ägyptischen Könige in Theben enthalten. Die Anzahl der Saiten geht nicht

über dreizehn, doch läßt sich daraus kein Schluß ziehen, daß die ägyptischen Harfen deren niemals mehr hatten, denn auf einem Vasrelief in der Ruine von Ptolemais sieht man eine dreieckige Harfe, welche mit fünfzehn Saiten versehen ist. Der Gebrauch der Harfe bei den alten indischen und ägyptischen Völkern läßt nun aber auch vermuten, daß die Griechen und Römer dieselbe kannten, obgleich sich der Name, welchen wir diesem Instrumente geben, bei keinem der alten Schriftsteller vorfindet. Man glaubt, daß die Sambuca der Griechen eine Harfe war, und man stützt sich dabei außer anderen Zeugnissen darauf, daß Prophyrus in seinem Commentar über Ptolemäus positiv angibt, daß die Sambuca ein dreieckiges Instrument war, dessen Saiten von verschiedener Länge und Dike waren. Was die Römer betrifft, so war ihre Harfe wohl das Instrument Cinnare, ein Wort, welches eine Uebersetzung von Kinnor oder Kinnar zu sein scheint, was im hebräischen Text der heiligen Schrift die Harfe Davids bezeichnet. Die Sachsen und Dänen haben im Mittelalter die Harfe auf den britischen Inseln eingeführt. Die verschiedenartigen Formen, unter welchen dieses Instrument sich auf den von Struth in seinem Werke: „das alte England“ mitgetheilten Monumenten darstellt, beweisen, wie sehr der Gebrauch dieses Instrumentes verbreitet war. Uebrigens wurde die Harfe nicht nur in den nordischen Ländern gepflegt; durch die Einfälle der aus ihnen hervorgegangenen barbarischen Horden in andere Länder wurde dieselbe in ganz Europa eingeführt. Man weiß, welches das Lieblingsinstrument der Troubadoure und Minstrel war, die Miniaturen des Mittelalters geben dafür Zeugniß und verschiedene Stellen in den Dichtern des 12. und 13. Jahrhunderts zeigen uns, daß sein Name gerade derjenige ist, den wir im Gebrauch haben. Die Harfe war im Mittelalter das geschätzteste Instrument. Man schrieb ihm die Macht zu, die größte Wuth zu beruhigen, Schmerzen zu lindern und die Sorgen zu zerstreuen. Gleichwohl verlor die Harfe in den folgenden Jahrhunderten an Ansehen, weil sie lange Zeit in dem Zustande verblieb, in welchem die Wiedererweckung der Künste sie gefunden hatte, während die anderen Instrumente sich vervollkommneten. Die Abbildungen von Harfen, welche Kirchner und Andere uns gegeben haben, zeigen uns dieses Instrument mit einer großen Anzahl von Saiten versehen, jedoch ohne irgend ein Hilfsmittel der Modulation, da es weder mit Pedalen, noch mit Hacken versehen ist. Diese Hacken, welche den Zweck haben, die Saiten um einen halben Ton höher zu stimmen, wurden erst gegen 1690 in Tirol erfunden; doch mußte man dieselben mit den Händen drehen, wie man es noch bei wandernden Musikanten sieht, da keine Pedale vorhanden waren.

Obgleich nun diese Art zu moduliren sehr unvollständig und zugleich sehr unbequem war, so blieb die Harfe doch länger als dreißig Jahre in diesem Zustande. Erst 1720 erfand ein deutscher Harfenist die Pedale, mit deren Hilfe man die Saiten um einen halben Ton höher stimmen konnte,

ohne das Spiel zu unterbrechen. Man sollte glauben, daß diese Neuerung mit Begier ergriffen wurde, allein das war nicht der Fall, die Schwierigkeit, die Füße zugleich mit den Händen in Bewegung zu setzen, an die man nicht gewohnt war, bildete ein größeres Hinderniß, als man erwartet hatte.

Während eines halben Jahrhunderts erhielt die Harfe immer neue Verbesserungen, aber sie bot noch immer wenig Hilfsmittel für die Ausföhrung der verschiedenen Musikstücke, bis ein französischer Künstler ihr ganzes Konstruktionsystem veränderte. Erard, der berühmte Pianofortebauer, erfand einen Mechanismus, der die Wirkung hatte, die Saiten in dem Maße zu verkürzen, um sie einen halben Ton höher zu stimmen, ohne dieselben in ihrer vertikalen Stellung zu verrücken; er vervollkommnete auch die Krümmung des obern Theiles der Harfe, so daß ein besseres Verhältniß zur allgemeinen Stimmung stattfand, und der Uebelstand der geringen Haltbarkeit der Saiten wenigstens theilweise beseitigt wurde. Dennoch war auch jetzt noch nicht Alles gethan. Es stellten sich der Modulation nach gewissen Tonarten unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, so daß am Ende nichts Anderes übrig blieb, als diese Tonarten ganz zu vermeiden. Die für dieses Instrument komponirte Musik war daher in ihren Wirkungsmitteln beschränkt und lag gewissermaßen außer dem Bereiche der Kunst. Endlich gelang es Erard, welcher sehrnächst wünschte, die Harfe auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit zu bringen, ein Pedal mit doppelter Wirkung herzustellen, mit dessen Hilfe man jede Saite nach Belieben um einen halben oder ganzen Ton erhöhen konnte. Nun ließen sich alle erdenklichen Modulationen ausföhren, und die Harfe, welche bisher auf gewisse musikalische Combinationen beschränkt war, eignet sich nun, wie das Klavier, für jede Art von Musik. Sonderbarer Weise oder ist, seit dieses Instrument in der angeedeuteten Weise verbessert wurde, die Zahl derjenigen, welche dasselbe pflegen, immer kleiner geworden. Das Studium der Harfe machte früher fast einen nothwendigen Theil der Erziehung junger Damen aus — wenigstens in Frankreich und England; heutzutage beschäftigt man sich nur mit dem Klavier. Bloß in England, wo die Anhänglichkeit an alte Gebräuche einen der Hauptcharakterzüge der Bevölkerung bildet, wird die Harfe noch in den Salons gespielt; aber in Frankreich, Deutschland und Belgien hat sie aufgehört, von Dilettanten gepflegt zu werden. Es hat sich jedoch eine neue Karriere für dieselbe aufgethan. Wenn die Harfe auch selten mehr gebraucht wird, um die Grazie oder das musikalische Talent einer Dame vor einer Versammlung von sogenannten Kennern glänzen zu lassen, so wird sie jetzt desto mehr im Orchester verwendet als ein höchst wirksames Mittel, Abwechslung in die Instrumentalwirkung zu bringen. In dieser Beziehung bietet die Harfe Hilfsmittel dar, die noch immer nicht genug gewürdigt wurden.

### Merkwürdig.

Es gibt kein Land in der Welt, wo eine so große Anzahl von Nationalitäten friedlich zusammen wohnen, wie in den unirten Staaten von Amerika. Der Zufall treibt oft sein Spiel und vereinigt deren viele in einer kleinen Versammlung zu einem gemeinsamen Zwecke. Hier ein Beispiel: Ein Deutscher war in der Circuit Curt in Green Baj, Wisc., wegen Angriffs, mit der Absicht zu tödten, angeklagt. Die Jury bestand aus 1 Portugiesen, 1 Preußen, 1 Baiern, 1 halb bröed, 2 Amerikanern, 3 Irländern und 3 Canadiern. Und sie vereinigten sich zu einem freisprechenden Urtheil!